

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Jahrbuch für das Oldenburger Münsterland

Vechta, Oldb, 1969-

Erzählungen und Gedichte

urn:nbn:de:gbv:45:1-5285

Augen und Fluchten

VON HANS PILLE

Von jeher habe ich die Menschen nach dem Blick ihrer Augen beurteilt und nicht darüber nachgedacht, ob ihnen damit Recht oder Unrecht geschah. Tante Bendine muß ich für diese unzulängliche Methode verantwortlich machen. Sie war die Schwester meines Vaters, eine kräftige, mittelgroße Frau mit dunklem Haar, einer scharf gebogenen Nase und herrisch blickenden Augen. Jedesmal, wenn ich über die große Tenne auf sie zuing, ihr gegenüberstand und endlich ihre kühle Hand spürte, erschauerte ich. Obwohl sie von einer herablassenden Freundlichkeit war, quälte mich auch an verborgenen Orten das unsichere Gefühl, daß sie hinter mir stehe. Wieviel Mut kostete es dann, mich umzudrehen, und wie atmete ich auf, wenn ich mir ihre Nähe nur eingebildet hatte.

Zur Zeit der Kartoffelernte durfte ich die Ferien auf ihrem großen Hof verleben. Gegen Abend stand eines der Pferde am Ackerrain angebunden. Ich löste die Zügel, sagte „hopp!“, und das Pferd gehorchte. Ich kommandierte, hielt es an und ließ es wieder weitergehen. Aber dann lärmte ein Kiebitz nahe vor uns auf. Das Pferde erschrak und brach zur Seite aus. Ich versuchte, an den Zügeln zu zerren, stürzte jedoch, wurde über den Acker geschleift und blieb liegen. Halb bewußtlos hörte ich Geschrei und Rufe, näherkommende Schritte.

„Hast du was abgekiegt?“ fragte jemand. Das Gesicht des älteren Veters beugte sich über mich. Als ich den Kopf schüttelte, drohte er: „O, warte, wenn Tante Bendine das gewahr wird! . . . Jaja!“ sagte er und ging weg. Drüben fuhren sie mit den hochbeladenen Wagen nach Haus. Anfeuernde Rufe, den Zugpferden zgedacht, erklangen in der Dämmerung merkwürdig fern und abgehakt. Gleich würde ich vor Tante Bendine meine Schuld bekennen müssen; denn es würde heißen: „Nun sag schon, was du verbrochen hast!“

Ja, das ist solch ein Ausdruck: Kinder haben nichts getan, sondern etwas „verbrochen“. Dieses Wort belastet die Waage Gerechtigkeit, noch ehe der arme Schlucker darauf gewogen wird.

Auch mir klang es greulich in den Ohren. Da sprang ich auf und trabte dem Erlenwald zu. Plötzlich der Ruf nach mir, langgezogen, zweimal, dann tauchte ich ein zwischen die matt blinkenden Stämme, spürte das vom Abendtau feuchte Laub an den bloßen Füßen und dachte: Ich muß ihr den Rücken zukehren, dann sehe ich sie nicht mehr, die Augen.

Es war ein etwas wild gewachsener Wald, aber warm wie in einem Haus. Und voller Stille. Zwischen den Bäumen knisterte es; im Laub, in den Ästen eine feine, beklemmende Regsamkeit — der erste Anhauch einer Gefahr, die nirgendwo und überall zugleich war. Mein Herz klopfte wie eine kleine Faust in meiner Brust, und plötzlich wußte ich es: Ich war auf der Flucht! Das sagte ich halblaut vor mir hin: „Ich bin auf der Flucht.“ Es klang mir auf eine besondere Weise gruselig in den Ohren.

Als ich aus dem Wald herauskam, lag das „Moor“ dunstig-dunkel vor mir. Weidezäune wie aufgespannte Seile, ölig blinkende Gräben, ein verfallener Stall und der Wind, der mit rauhen Fingern über die Drähte strich. Immer wieder erschrak ich vor Gestalten, die formlos und lauernd dastanden, mich dennoch anzogen. Ich legte, atemlos bei ihnen angekommen, die Hand auf sie: fühlte Blätter, einen abgeknickten Baumstamm, eine verrostete Pumpe. Der Pfad, den ich vom Kiebitznester-Suchen kannte, hörte irgendwo auf, jedenfalls fand ich ihn nicht mehr. Nach einigem Umherirren stand ich unverhofft vor den Bahngleisen, da wußte ich wieder, wo ich war. In Olberdings Garten roch es nach kalter Asche vom Rankenfeuer. Ich umging das Haus, die Tür war schon verschlossen, aber es brannt noch Licht. Mutters Stimme: „Wer ist da?“ — „Ich!“

„Junge!“ Sie zog mich herein und drückte mich an sich. Ich sah ihre lieben, ein wenig besorgten Augen, und alle Bedrängnis war wie weggeblasen. Sie fragte mich, den verschmutzten Flüchtling, nicht sofort, warum ich zurückgekommen sei, sondern wusch mich und steckte mich ins Bett, und erst dort kam ich dazu, ihr zu berichten.

Als ich mich ausstreckte, fuhr ein leichter Wagen vor, dann näherten sich Schritte. Tante Bendine und der ältere Vetter waren gekommen.

„Ja, der ist hier“, hörte ich Mutter sagen. „Er schläft schon.“

Tante Bendine sagte vorwurfsvoll: „Hat er dir gesagt, was passiert ist?“ —

„Ja, er hat mir alles erzählt.“

„War ja nicht schlimm. Es hätte ihm doch niemand was getan.“

„Natürlich nicht“, entgegnete Mutter. „Aber so ist er eben.“

„Ich hätte gern noch mit ihm gesprochen. Aber wenn er schläft . . . “

„Ja, wir wollen ihn schlafen lassen.“

„Na, dann ist es ja gut, daß er . . . Ach so, seine Sachen habe ich bei mir. Er — kommt wohl nicht wieder.“ Es klang spitz.

„Nein“, sagte Mutter. Sie ging mit ihnen hinaus. Nach kurzer Zeit fuhr der Wagen ab, und sie kam zurück.

„Hast du gehört?“ — „Ja“, sagte ich. Mehr sprachen wir nicht darüber.

Tante Bendine ist nun schon seit einigen Jahren tot. Ich hatte sie lange nicht mehr gesehen, aber ihre Augen, erzählte ein Verwandter, seien bis zum letzten Atem blank gewesen.

*

Beim zweitenmal, als ich mich vor Augen fürchtete, tauchten sie am frühen Morgen in einer Kontortür auf. Sie sahen durch einen Kneifer, dessen Gläser von einer fadendünnen goldenen Fassung umklammert wurden. Je nachdem wie der Mann den Kopf bewegte, bekamen die Augen einen seltsam glasigen Glanz: der spöttisch aussah, zornig oder gering-schätzig. Hätte ich sie nur ein einziges Mal lachen sehen!

Er stand also in der Tür, groß, fast vierschrötig, etwas gebückt, das harte Haar schon gelichtet und die Kopfhaut rosig mit weißlichen Flecken. Die Nase war bleicher als das übrige Gesicht, und die dicken Lippen sahen immer feucht aus. Sein Blick überflog den Manufakturladen, dann blieb

er auf meiner Hand haften, die das Staubtuch führte. In derselben Sekunde wurde sie ungelenkt und stieß an die Glasvitrine mit den Spangen und Schnallen, den Knöpfen, den blechernen Rosen, daß es klirrte. Schon hörte ich seine Schritte. Nicht aufblicken! Weiterputzen. Dann der Geruch von Lilienseife, der asthmatische Atem, die Hand, die mir das Staubtuch wegriß, und die Stimme, die quengelig-verächtlich sagte: „Das macht man so!“ Herr Busta war ein Meister des Staubputzens. Akkurat, zeitweilig aber auch fast elegant handhabte er das Tuch. Sogar seine Nase rötete sich dabei. Er hauchte Holz und Glas an, polierte es, bückte sich, legte den Kopf schief, daß der steife Kragen in seinen Hals schnitt und beäugte sein Werk. Es schien, als habe er sein Leben lang nichts anderes so andächtig geübt wie das Staubputzen und tue es noch immer mit verbissenem Vergnügen.

Er ließ das Tuch vor mir liegen und sagte im Ton einer Frage, die die Antwort vorwegnimmt: „Wie macht man das?“

„So wie Sie das machen, Herr Busta.“

Ein geheimer Zwang befahl mir, ihn anzusehen. Als sögen seine Augen, die wie Fischaugen im Aquarium durch das Glas starrten, mich an und in sich auf — ich war nicht mehr ich selbst. Ich litt sehr und war zugleich unendlich traurig und hatte eine in der Kehle würgende Sehnsucht nach Augen, die nicht — die nicht so blickten.

Er zog seine gestrickte Weste glatt und sagte theaterhaft gekränkt: „Was machst du für ein Gesicht? Ich fresse dich nicht auf.“

Ich fresse dich nicht auf . . . Aber warum hatte er solche Augen? Warum gab es in Menschenköpfen die Augen des Habichts, warum die eines Manufakturisten, deren Blick den Staub aufwirbelte und einen Jungen in Furcht und Traurigkeit stürzte?

Schon nach der ersten Woche hatte ich gemerkt, daß ich nicht für den Beruf des Manufakturisten geeignet war. Zwar wußte ich noch nicht, was ich wollte, aber das jähe Ende wurde herbeigeführt vom morgendlichen Exerzieren mit dem Staubtuch und dem folgenden unabwendbaren Blick in die Augen des Herrn Busta.

Nach der Staublektion ging ich eines Morgens nach oben, packte meinen Koffer und schlich die Treppe hinunter. Ich hoffte, ungesehen aus dem Haus zu kommen. Jedoch Herr Busta stand plötzlich im Korridor und starrte mich an. Mit seinen Augen stellte er sich meiner Flucht in den Weg. Er zeigte auf meinen Koffer, stumm und ahnungsvoll. Ich bemerkte, daß der riffelige, rauhe, rechteckige Fingernagel wieder stumpf abgeschnitten war — nur nicht ihn selber ansehen.

„Ich gehe weg!“

Er verhalten ungeduldig: „Du gehst weg? Am Morgen? Und — wohin?“ Es war still im Korridor. Der Atem pumpte rauher, und ich sah noch immer die Hand an, die jetzt an der Hose zitterte, an dem moorbraunen Kammgarn, das Meter zu 9,85 Mark.

Er dämpfte seine Stimme: „Du willst weglaufen? Dein Vater hat doch einen Vertrag unterschrieben!“

Mein Mund war ganz trocken. „Ich bleibe hier nicht!“ sagte ich. Darauf drehte ich mich um und ging zur Tür. Und da erst, als ich sie schon öffnete,

sah ich ihn an. Gebückter als sonst stand er da, ratlos wischte er mit der Hand über den Mund. Die Augen — im einfallenden Tageslicht erschienen sie wie aus Glas.

Der Zug befuhr eine Nebenstrecke. Ich saß in einem leeren Abteil und sprach leise erregt vor mich hin. Als es anfang zu dämmern, der Warnschrei der Lokomotive über die Heide strich und Dörfer aufschreckte, fiel mir ein: Ich bin auf der Flucht! Wie damals, als ich vor Tante Bendine davonlief.

Es war Nacht, als ich ankam. Das Haus schickte mir seine Wärme entgegen. Ich zögerte, bevor ich ans Fenster klopfte; auf das Heimweh war ein anderes wehes, leeres Gefühl gefolgt. Die erste Probe, erwachsen zu werden, hatte ich nicht bestanden, weil die Erwachsenen es mir zu schwer gemacht hatten und meine Träume so leicht verwundbar waren.

An der Tür wartete ich auf Mutter. Durch die Glasscheibe sah ich ihre Gestalt, das schmale, schon alternde Gesicht. Sie hielt die Kerze hoch.

„Ja, du? So spät. Und mit dem Koffer — du bist doch nicht . . . ?“

Ich nickte. Dann saß ich am Tisch, deckte die Hand über die Augen und begriff, daß diese Heimehr wehtat, ihr und mir.

„Heimweh?“ — „Auch“, sagte ich leise. Ich legte meine Stirn in ihre offene Hand, und sie sagte: „Das müssen wir nun durchstehen. Vater ist böse auf dich.“

Vater ist böse auf dich . . . Mit meinem Herzen war ich immer viel weiter von ihm entfernt als von Mutter. Er liebte mich nicht oder vermochte es nicht zu zeigen; er war der Bruder von Tante Bendine. Seine Augen konnten im Zorn funkeln wie die ihren, obwohl ihnen der Glanz überlegenen Spotts, das lautlose Knistern, fehlte.

Im Laufe der Jahre habe ich Augen gesehen, für die das Gesicht nur eine halb überflüssige Zutat zu sein schien: verschlagene, hinterlistige, brutale, im Jähzorn explodierende Augen; die unzähligen alltäglichen, die nicht die geheimnisvolle Tiefe dunklen Wassers haben — aber auch solche weit von jeglicher Bosheit entfernte Augen wie die meiner Mutter, und ich bin noch oft auf der Flucht gewesen — von ihnen fort oder zu ihnen hin.

*

Zu ihnen hin . . . Viele Jahre später kam ein Telegramm in das kleine Mansardenzimmer: „Mutter schwer krank. Verlangt nach dir.“

Immer war ich in der Nacht gekommen, jedesmal als ein Müder, halb Verzweifelder — nun rief sie am Ende ihrer Kraft nach mir.

Es wurde Abend und wurde Nacht, und die letzte Strecke glich jener meiner Flucht vor Herrn Busta. Über H. stand ein gelblich fahler Himmel. Als ich ausstieg, kam mir alles kalt und eng und fremd vor.

„Sie wird wieder gesund werden“, sagte ich schnell.

Im Hause brannte Licht. Ich ging, wie als Kind, zum Schlafzimmerfenster und klopfte. Am Gesicht meiner Schwester, die mir öffnete, sah ich, wie es um Mutter stand.

Mutter hob langsam die Hand. „Junge! Gut, daß du da bist!“ Ihre Stimme klang schleppend. Während ich die wenigen Schritte zu ihr ging, empfand ich das Gefühl, daß ich jünger und kleiner wurde, und als ich am Bett

sitzend ihre Hand auf meinem Gesicht verspürte, war ihr Junge nach der Flucht durchs Moor soeben hier angekommen.

Obwohl ihr Atem schwer und röchelnd ging, sagte ich: „Du wirst wieder gesund werden.“

„Ja, das werde ich wohl“, erwiderte sie.

Nein, sie hatte keine Hoffnung mehr, und sie wußte auch, daß ich es nicht glaubte. Sie lag mit halb erloschenen, wie entleerten Augen. Zuviel Liebe, Mitleid und Verständnis hatten in ihnen gegläntzt. Aber meine Kindheit und Jugend sah ich dennoch unverlierbar in ihnen gespiegelt.

Fünfzehn Jahre . . . Manchmal sehe ich noch ihre Augen vor mir, wenn sie mir hilfreich neben schreckenden Augen erscheinen. Manchmal höre ich noch in ihrer Stimme die Laute früher Jahre tönen: Mahnung, Trost und den Widerklang meiner geheimen Furcht, der nur ihrem Ohr vernehmbar war.

Nävel

VON ELISABETH REINKE

*Novemberdag, de Welt de is so sachte.
De Nävelkappe heff'n swor Gewicht.
De Dag, de wiest son drömerich Gesicht,
as wenn he ganz wat Unvermauts verwachte*

*Wat mag't dann wäsen, wat dat Weltgericht
us arme Menschen heimlick taubedachte?
Wenn ik den Weltspektakel so betrachte,
dann kummt mi nich väl Gaudes tau Bericht*

*Is Sönndag. — Ji, de alltied so bombastig
henröttert un hensuust, ji drövt nich mehr.
Nu denkt ees na, un fall't uk noch so lastig.*

*Hüt is de Dag, nu sett't jau nich tau Wehr.
Nu, as ji still wän möt un nich so hastig,
nu lustert tau, nu spreck de Hoge Heer.*

Die große Vision

VON CONSTANZ VOGEL

*Im hohen Gottesdome
schaust du sie dir wohl an,
die Wolken, die Phantome,
die im gekühlten Strome
die Feuchte formen kann?*

*Weißt du, daß das, was Erde
hier unten drall vollzieht,
im Luftaum, als Gebärde
aus Tau im Wind versprüht,
traumbildlich nachgeschieht?*

*Gönn drum die Zauberzeichen
der Wolken dir wie Lohn.
Erforsche, wem sie gleichen,
die hold verformt hinschweifen
als große Vision.*

De Krakeeler

VON HEINZ VAN DER WALL

Dat was würkelk gaut up Wellmanns Hochtiet. De Sünne har schäänen, as de Brutlüe van de Karken kamen wassen; de Wien an'n Middagsdisk was jüst paß wäsen tau den Braden; den Kauken un Torten harn schmeckt as änners bloß tau Wiehnachten. Un nu was de Awend kamen; de Musik spälde un dat Beer schümmde in de Glöser, un de Lüe maakden sik ehr Plaseer. Wekker mügg nich up so eene moie Hochtiet wäsen?

De Stunnen löpen, un dat güng hoch her up Wellmanns Daal. Ik was midden tüsken den Rummel, un af un an müß ik mit de Fingers den Hemdkragen wieden, de mi bi de Hitte tau eng üm den Hals kneep.

As de Musik uphörde, klüngen ut den Timpen, wor de lütke Theke was, lute Wöer un Larm. Foors stünd een Koppel Lüe üm de Theke tau. Ik was uk neebgierig. De Brögam köm mi taumöttte, he stüürde up den Kapelle los un rööp: „Kramers Jop will Striet anfangen — spält gau wat!“ De Musikers greepen in de Tasten un streeken över de Saiten; man nu hörde dor so recht kiener up. Nu was de Krakeeler de Baas. Ik drängelde mi dör den Menskendruwel, föhlde enkelte Wichterhaar’ dör mien Gesicht kiddeln un hier un dor uk woll eene Fuust tüsken miene Ribben, de mi für mien Drieven un Stöten drauhde — — dann seeg ik üm: Een Mann van gaut veertig Jahr mit’n glöhnig Klöör up de Wangen un mit Schullern, de daalhüngen as de Flüttkes bi’n lahmen Vagel. He böögde sik ’n bäten vör’n över, schnippde mit de Fingers van eene Hand un rööp: „Tack! — Tack!“ Dat klüng, — off hörde ik’t bloß so? — as wenn een Gewehr afschaaten werd.

Dor wassen wekke bi üm, de üm gaut tauschnackden. Wo licht kunn so eener as disse de heele Fier verdarven! De Krakeeler lööt sik aver up nix in. He braaskede wieder un fuchelde mit de Arms herüm.

„Wi mööt sehn, datt wi üm na Huus kriegt“, sä een öllern Mann gägen mi, „dann is weer Fräe.“

Har de Krakeeler wat höört? Miteens köm he liek up mi tau. Siene stieren Ogen luurden mi an. Ik güng kittig een bäten trügge.

„Ji willt — ji willt — dat ik na Huus gah!“ gröhlde he. „Wekker bringt mi hen?“ Ik hörde een paar Stimmen: „Los, Jop, wi gaht tausame!“

„Disse hier kummt mit mi!“ rööp he. Ik begrepp nich glieeks, dat he mi meende. Ik kennde üm ja gar nich.

„He wahnt nich ganz wiet, kannst tau Faut hen“, flüsterde mi eener tau. — Man ik wull mi dor ut wahren. Ik schuulde mi noch wieder trügge. Wat güng mi disse Krakeeler an? Ik was hier Gast, heel wietlöftig mit de Bruut verwandt. Eener van de Nahwers, mit den ik mi vanmorgen ünnerhollen har, nöhm mi bisiet: „Wat he will, dat will he! Dauh us den Gefallen! Dat is för us alle dat Beste!“

De Krakeeler was nich fallenduun, as dat eenen off ännern geiht, wenn he van de Luft binnen na buten kummt. He lähnde sik an mi; ik hüllt um, dat he liek gahn kunn. So pattkeden wi los. Dat was windstill; de Wulken stüнден wiet baven. Ik kunn nich väl sehn; ik köm ut’t Lecht.

„Du moßt mi seggen, wo wie gahn mööt!“

„Pack — mi orig an, dann — kaamt wi woll klar“, staamerde de Krakeeler. He was nu sinniger worden. Aver man kann sükke Lüe nich taxeeren. An de Hand, an de ik üm tau faaten har, föhlde ik eenen Ring. Ik kunn mi nich helpen: Ik seeg een vergrellte Frau, de mit’n Bössenstääl achter de Husdöörn up us töffde. — Worüm lööt ik den duunen Kerl nich stahn un güng na Wellmanns Daal trügge? Ik hörde de Musik. Dor danzden se nu. „Dat kummt di woll een bäten raar an, dat du — du mit — — “ stütterde he. „Glööv mi, ik — kann den Sprit nich mehr verdrägen. Dat — dat — was fröher änners — — aver siet doont — —.“

„Vertell mi kiene Geschichten! Wi willt na Huus!“

„Hest du kiene Tiet för disse Geschicht —? Eegens ist't gar kiene — se is wisse un wahr. — — Ik — — ik — — Kumm her!“

He lööt mi los. Wie güngen de heele Tiet all an'n Stratenrand; nu schöörde he up eene Eeke tau, hüllt sik an den Stamm fast un greep mit de Fingers in de ruge Boork. Dann packde he ümmerd deeper un bückte sik daal un lööt sik taulebde in dat dröge Loof fallen, dat ünner üm knütterde. Wull he hier sien besapen Blaut utnöchtern? Man kann up sükke Lüe ja nich an . . . „Ik mott mi een Sett verpuußen — — Blief bi mi!“ bädelde he. Dor leeg mi nix an. Aver ik har övernamen, üm na Hus tau bringen.

De Maand glämerde tüsken de Tööger van den Eekboom dör. Ik kunn nu bäter sehn. He reef sik mit den Jackenarmel vör den Mund langes un füng an tau vertellen. Dat würd eene lange un kruse Geschicht. — Ik verstünd dit un dat nich. Mannges hörde he midden in'n Woort up un sä: „So ist't wäsen!“ off blääkde sien „Tack — Tack!“, dat ik all naaßen bi Wellmanns höört har. Dat klüng na'n afschaaten Gewehr, kottaf un leep. Un so schull't uk klingen. Mannges aver uk schweeg he lange, un ik wachtede dor meist up, dat he anfüng tau schnaarken as'n Teeken, dat he inschlaapen was.

So väl as ik dor achter köm, vertelde he van den Krieg in Rußland. He was'n jungen Suldaat wäsen un har siene Befähle krägen. In'n Krieg werd väle Mensken dootschaaten. Tack! Tack! Dat was nu an de twintig Jahr' her. Ik sä: „Wenn du mi hat vertellen wullt, dann moßt du't wat dütleker dauhn.“

„Wat — — ?“ He keek mi an un verstünd mi nich. „Büst du kien Suldaat wäsen?“

„Ja, lange naug“, anterde ik un füng an tau driven, dat wi wieder kömen. „Is gaut“, sä he. „help mi man hoch! Wenn — wenn ik erst weer beenig bün, sünd wi glieks dor.“

Wi schluffkeden över den Patt un he hüllt sik weer an mi. Wi kömen dör een Dannenholt. De Musik van Wellmanns Daal was hier nicht mehr tau hören.

Dann kloppden wi an de Dören van een lüttket nee Huus. He wull mi noch verklären, dat he de Fensters verläden Sömmer sülvst insett't har, — „un wat meenst du, ik bün Mürker!“ — do möök sik all eene Frau van binnen mit'n Schlödel tau dauhn. Ik seeg ehren Schatten dör dat Melkglas van de grote Schiven.

As se de Döörn apen möök, was se för'n Ogenschlag as bestött, sä dann aver drocke „Gauden Avend!“

Se haar eenen Mantel övertrocken. De Arms hüllt se vör de Bost stief över 'n änner krüüt, as wenn ehr frööß.

Kramers Jop wull us bekanntmaken:

„Anna, dat is — — , dat is — —“ Aver he wüß ja nich mal mienen Namen. De Frau schöof üm sacht in't Huus. Ganz kort muckde he op, dann lööt he't sik gefallen. Ik hörde un seeg, wo in den Köken Lecht maakt würd.

Dann köm se weer vör de Huusdörn. Se sä: „Hefft he — vertellt?“ Disse paar Wöer füllen ehr schwor; dat kunn eener marken.

Ik anterde van „Ja“ un sä dor foors achter an, dat ik dor man minn van verstahn har.

Se sä: „Is gaut!“ Se bleef noch stahn: „He will mi nie mithebben up so een Fest, he — —“

Dat dö ehr woll leed, dat se dorvan anfangen was. Se schnackde nicht wieder. Ik wull up een änner Flach: „Wenn he 'n gauden Mürker is, dann hefft he ja väl tau daun in diesse Tiet.“

Se anterde: „Ja, Arbeit hefft he naug.“

„Un de Fensters hefft he sülvten insett't“, sä ik.

„Ja, ja, leßden Sömmer, so na Fieravend“, anterde se, un dann bedankde se sik, un ik güng.

Worhen? Ik keek up miene Klock un seeg, dat was löter worden, as ik dacht har. Vällicht töffden se bi Wellmann noch up mi.

As ik anköm, was alles änners. De Musik spälde nich mehr. Off se noch heller fiert harn? Kien Wicht was mehr dor.

An de Theke in eenen Daaltimpen stünden twee Kerls vör halvfulle Beer-glöser. Breet harn se erhe Arms över de Diskplaaten schaaven.

„Ah, du büst weer dor! Kumm een bäten her tau us!“ rööp de eene, as he mi seeg. Ik kennde beide nich. „Hest du Kramers Jop gaut na Huus krägen?“ frög he wieder. „Is'n däägten Kerl, de Jop; änners kannst du best mit üm küren un taurecht kamen — bloß up sükke Fiern mott he alltiet krakeelen — —.“

„Dat is, wenn he tauväl saopen hefft“, drüüselde de ännere tüsken siene Tännen dör, „jüst so as wi nu!“

„Aver wi krakeelt nich dorüm! Dat kann up so een Fest doch nich angahn!“
„Se seggt ja, weeßt woll, de Lüe seggt dat, he hefft so een Kommandant do achter de Front hatt, weeßt woll — —.“

„Still!“ füllt üm de erste in't Woort, „wekker weet, off't wahr is! Kannst du dor wat up gäven, wat eener in'n duunen Kopp vertellt — —? Un meenst du denn, dat wi alle, so as wi dor sünd, de Hannen schier rein hebbt — —?“
As he so seggt har, fünnen wi Dree us dorbi, wo wi de Binnensieden van use Hannen na baven dreihden un se ankeeken, heel även bloß; dann lachde de ännere luutup, ballde eene Fuust un knalldde se up den Thresen:
„Aver dorüm krakeelt wi doch nich!“

He nöhm eenen Schluck van sien afstahn Beer.

„Du harst säker noch gern een bäten danzen wullt“, sä he tau mi un plieröögde: „Een bäten danzen un dann een Wicht na Huus hen bringen . . . Dat is wat änners. Dor kannst du noch wat van hebben . . . Aver de Fraulüe sünd alle weg — —.“

Sien Macker stukde üm groff in'n Rücken: „Schußt du so tau usen Fründ schnacken? Mi mööt üm danken, dat he mit Jop gahn is: Dat is faken eene Dunnerssake!“

De ännere langde na een Glas Beer, wat sietaf stünd:

„Dat was nich so meent, Kummraad“, sä he, „drink man! Ik gääv't ut för di! He har „Kummrad“ tau mi seggt: Dat was uk an den twintig Jahr her.“

He nödigte noch eenmal: „Kumm, drink doch! Mi dücht, du hest dat woll verdeent!“

Dat Glas, wat he mi noch dichter schööv, was all faken bruukt un har kienen Henkel mehr. Ik packde't mit de vullen Hand un föhlde, wo sik de Huut van miene Fingers an een paar Stäen van den utdrögten Schuum un dat överlophen Beer an een paar Stäen fastkläven dö. Ik wull mienen Hand nich schettrig kriegen un loslaten. Aver as ik dat versöchde, trück ik dat Glas mit un kippde 't üm. Dat bleeb heel un rullde een bäten henn un heer, un dat bruune Water lööp breet över den Thresen un spöölde Zigaretten- aske, Kaukenkröömels un Köppe van anräten Schwävelsticken mit sik. Un alles tausamen drüppkede in dicke, schwore Draapens över den Disk- rand up dat Plaaster van Wellmanns Daal. Se kreegen dör den Strahl van eene Stallüchten, üm de farwt Poppier wickelt was, up den Weg na ünner mehr un mehr eene blautrode Klöör.

De Poggenflucht

VON FRIEDRICH WUBBOLT

*In'n hogen Roggen
seten twei Poggen.
Hier lö't sik läben,
man brukde nich bäben
vör'n groten Stork,
dat äösighe Lork.
Dei heite Sünner
köm nich bet nao ünner.
För ehr Gefööl
wört't moje kööl
un ok nich tau dröge,
so jüst nao ehr Mäöge.*

*Sei lurden in'n Ligger
nao Fleigen un Müggen;
ok Sniggen un Spinnen
sünd naug hier tau finnen.
Nu wören sei satt,
de Buuk dick un glatt;
so füllen ehr gau
de Ogen tau. —*

*Mit'n Maol! — „Segg es bloß,
wat is der nur los?
Wat is dat vör'n Räätern,
Spektaokeln un Kläöttern?
Dat dunset un tuffet
un stampet un puffet,
kump graod up us tau!
Nu man gau, nu man gau!
't werd höchste Tied,
weg, weg nao de Siet!“*

*Wat huppet de beide!
Wat ist dat 'ne Meite
so quer un krüs
dör all dat Gedrüs
van Halme un Krut!
Herut! Herut!*

*De Roggen werd lichter,
de Meiher kump dichter.
Sei sünd bi de Faor,
un glieks is hei daor.
Nu kumpet drup an!
Sei hollt sik dran.
Mit hogen Sprunk
und hellern Swunk
herin in de Weide!
Sei raok't noch beide.
Un nu in den Graoben
koppäöwer van baoben!*

*Dei klaore Flout,
wat deit de nu gout!
Sei duket nao 'n Grund,
wat is dat gesund!
Sei kieket herut,
de Welt sütt gout ut.
„Nu laot se man maihen,
wat käönt wi us freien!“*

Krieg

VON HANS VARNHORST

Dat Hart in'n Live lachde üm, wenn he den Weeten seeg, de dor van't Johr in'n Tauslag stünd. Een Holtstück, wor Eeken, Ellern, Barken un ännern Struukwarks waßde, güng an de een'n Siete langs.

Faoken, meisttied s'aobends, mök Bur Groothoff sien Gang um dat Land. Dor wör he nich up verdacht: Seet dor up'n Dönnerdagmorgen so een dicken vullfräten Lüntk in'n Ellernbusk! Dat wör blot so'n Ball ut Feern. Een Aobend löter seeten dor een half Dutz söke Bälle. Dat füllt den Burn rech noch nich up. Een poor Daoge löter, dat wör'n Sööndag, güng he dor vörbi. Süh, dort flutterden ut den Weeten een Drummel Lüntke, kunnst gor nich tellen. Een Gedrüs möken se dor! Wörn de an't Schellen? Har he se stört?

„Teuf!“ dachde Groothoff, „dat Ding is gaut! Meent gi, ik heff den Weeten för jau seiet?!“

So paßde he nu bäter up, un he seeg, de Lüntke wörden van Dag tau Dag mehr, un dat Larmen un Krakeelen wörd grötter un grötter.

„Dat geiht mien Daoge nich gaut“, sä he tau sien Wief, „dat Aostüg frett us den heelen Weeten up, dort krieg wi rein nix van!“

He nöhm sien Flinten un schööt aover den Weeten, un de grote Tucht flutterde in den Luft. Dor seeten se dann in de Böske un tschilpden vör Iwer un Schreck.

Noch 'n poormaol ballerde he dor een henn, und dor füllen ok woll een poor söke Krakeelers an'e Grund, man wat dö dat?!

De ännern Daoge, wenn hei sie Flinten blot ut de Dörn drög, hörde he al van wieten, wo dat Volk upgerägt wörde, un wenn he dann an den Weeten köm, wör de Swarm al wäge, wiet in de Böske.

„Dor mott ik änners mit!“ sä sich de Bur. He settde sik an frühen Morgen achter so'n Barkenstruuk un lurde. Man den bukden Bräters harn woll den Damp van sien Piepen raoken, un de lebännigen Feernbälle güngen an dat ännern Enn van dat Stück daol. Wenn he dor köm, wörn se al weer wäge.

„Is doch mit'n Deuker!“ sä de Bur. S'morgens drup sög he an de kolen Piepen un lurde un lurde. Un dann seeten sei in de dichten Böske, jüst ünner de tauwassen Täuger. So kunn he dr nich gaut tüssenballern.

So drömde he'n Tiedlang vör sik daol, und de Dickköppe baoben in de Böme tschilpden un schüllen lut un dütklik. Den Burn köm dat vör, as wör he in'n ännere Welt. He hörde, wat he s'lavedaoge noch nich hört har. Um wörd wunnerlik! Verstünd he dat?!

De eene Dickbuuk hölte eene Råde!

„Tschilp, Tschilp!“ röp he, so luut he kunn, dat schull woll heeten: Gi mööt uppassen! — „De Burns, de Burns, nix gönnt se us, nix! — — Tschilp, dat sünd nietske Halsafsnieders, dat sünd! Dat is tau minn för us, tau minn! Mööt se al dat Köörn hemm? Dat kann nich, nie nich! Wi willt ehr dat lehrn, dat we'wi, dat we'wi!“

Meist werd dr seggt, in lütke Köppe sitt blot lütken Verstand. Man altied is dat nich jüst richtig. Mit de Lüntke wör dat so: Köm de Bur ut de Dörn, wör dor nich een mehr tau seehn. Verdreetlik keek he aover den Weeten

un güng nao Huus. Un een . . . twe . . . dree hüng an jedet Weetenspier so'n lütken Feernball . . . Köm he mit'n Püster, leeg dat Flak as utstorben.

Man de Lüntke harn noch wat Bäteres funn'n.

Een poor Smätewiet hen leeg ok een Weetenflach. Dat hörde de Wittfrau Mewes. So güng dat Flutter van dat eene Flach nao dat annere, den heelen Dag.

„Den Weeten mööt wi maihen“, säh de Bur tau sien Wief, „süß krieg wi dor nix van! He is ok ja meist riep.“

De Dickbälge seeten in den Ellerntänger un plürden mit de Ogen, as de Trecker aover dat Flach brummde.

So güng de Weetenkrieg tau Enn, un de Naoberske Mewes sä löter: „Ik sei nien Weeten weer, use heff gor nich street.“

„Dat hebbt de Lüntke doan'n“ sä de Bur, „ik plant nächst Johr Kohl in'n Tauslag, dann is dat Stählen woll daon'n“.

De Lüntke seeten in de Böme, de in'n Hoff stünden. Se keeken tau as de Bur an't Afdösken wör.

As de Döskemöhlen sweeg un de Bur in't Huus güng, stöben se up dat Kaff, stöben in de Schüern, un de Snöbelkes güngen un hackden. Se funn'n, wat se brukden.

De grötste Dickkopp röp: „Tschilp, wie hebbt wunnen, wi hebbt wunnen!“
De Bur keek gor nich mehr nao ehr üm.

Dat Sönndaogsevangelium

VON JOSEF NIETFELD

*Dei Mauder wör ant Reinemaoken,
Dat was jao Saoterdagnomdag,
Un morgen wull sei Soppen kaoken,
Dat Huhn leg praot upn Dörschlag.
Bedröppelt frög Söhn Bernd ganz stille
Naot Tergeld för den Sönndag.
Dei Schien' leg'n in dei Handpostille,
Verschlaot'n int Kökenschränkfach.
Vant Geldutgäw'n wull Mam' nix wäten.
„Kriegs leck're Hühnersoppen,
Dann hes tau drinken un tau äten,
Bruks nich in Kraug tau lopen.“
„Wo het doch“, frög nu Bernd bescheiden,
„Dat Sönndaogsevangelium?“
„Hier is dei Schlötel, mot noch breiden,
Blöh in dei Handpostille rum!
Tauers will ick noch Schwiene fauern,
Indes kiek di int Bauk recht um!
Nu muhl man nich, hör up mit Trauern,
Daor staht dat Evangelium!“
Jao —, beides hef Söhn Bernd daor funnen;
In Bauk blöhd' hei dei Geldschien' um. — --
Ganz stolt wör Mauder up ern Jungen
Un up sien Evangelium.*

Riek un arm

VON HANS VARNHORST

*Is't Droom, is't Spökeree?
De grote, bunte Welt
wiest al, wet se heff,
as in een Karmstespill.
Dat is nich mien!*

*Ik heff nien Plaug of Placken,
nien Huus un nien Fabrik!
Du seggst,
dat al is dien —*

*De Johre fleegt in'n Droom vörbi,
ik drink un drink,
mien Ogen drinkt:
dat Blatt, den Taug, de Blaumen,
den Busk, den Barg, dat Waoter,
de Farwen, Daak un Schien.
Ik pack dat in mien Hart,
een groten Spieker.
So is dat mien,
is mien!*

*So bün ik riek, so riek!
Segg, büst du rieker?*



Schule zu verkaufen

VON ERIKA TAUBER

Wer hätte das je gedacht! — Wir lernen umdenken.

Hat man jemals gehört, daß eine gute Dorfschule verkauft werden soll? Heute wird sie an vielen Orten „angeboten“.

Jahre in, jahraus sind die Kinder dort brav zur Schule gegangen. Zuerst war es noch der riesige Ofen, der im Winter die klammen Finger wärmte — und der noch tüchtig mit Torf geheizt werden mußte —; dann kam die Zentralheizung. Parkett ersetzte den abgewetzten Holzfußboden. So nach und nach wurde ja auch die kleine Dorfschule attraktiver; Mäuse konnten sich nicht mehr in den Dielenritzen verstecken. Bänke wurden durch kleine Stühle und hübsche Tische ersetzt. Das Lehrmaterial wurde reichhaltiger. Und als man dachte, nun sei die kleine Schule „gesellschaftsfähig“ geworden, da kam die Zentralschule. Zuerst wehrten sich viele Eltern dagegen. Nicht, weil sie rückständig waren, sondern weil sie an die gefährlichen Schulwege ihrer Kinder dachten. Die Umschulung kam.

Die alte Schule — unsere Dorfschule — ist jetzt zum Verkauf angeboten worden. Es wird darüber gesprochen, daß dort ein Kindergarten errichtet werden soll. Das ist irgendwie ein tröstlicher Gedanke. Manche ausgediente Schule geht auch in „Privatbesitz“ über. Mein Nachbar hat sich sogar ein Schulgebäude gekauft. Jetzt ist es ein hübsches Wohnhaus. Rein äußerlich ist der Schulbaustil nicht zu übersehen; doch die Räume sind wohnlich, groß und sonnig. Fast bedaure ich, daß wir nicht in der Lage sind, uns eine Schule zu kaufen. Mir würde es gefallen! Sehr sogar!

Auf dem Schulhof sind noch Reck und Turnstangen, — und sie bleiben auch dort. Der Obstgarten lockt mit Äpfeln und Pflaumen. Holunderbeerbusch und Haselstrauch lehnen sich an die Hauswand, Buchsbaum und Pfingstrose fehlen nicht.

Wenn ich jemals eine Schule kaufen könnte, würde ich sogar noch die Wandtafel aufstellen. Ich könnte mir auf ihr schnell Notizen machen, ohne in meiner Zettelwirtschaft zu kramen. Ach ja, unmerklich komme ich ins Träumen!

Meine Nachbarin wohnt jetzt gern in „ihrer Schule“. Ich werde sie oft besuchen. Schulen sind für mich magische Anziehungspunkte. Viele sind jetzt zu verkaufen.

Wer wird wohl in ihnen wohnen? Vielleicht ein Lehrer? Ein Unternehmer? Eine kinderreiche Familie? Oder ein etwas sentimentaler Mensch wie ich. Er wird viel Räumlichkeit — innen und außen — miterwerben und ... ein bißchen Romantik. Daß man Schulen verkaufen würde, wer hatte früher jemals daran gedacht? Ja, und manchmal sind Schulen auch zum Abbruch bestimmt. Niemand will sie. Sie verschwinden, als wären sie nie gewesen und waren doch einstmal so wichtig.

Wir werden ins Museum gehen und die kleine Dorfschule besichtigen, die Schule von Anno dazumal. Schiefertafel und Schwamm, Kreide und Tintenfaß, wir sagen ade!

Im großen Buch der schulischen Begebenheiten ist das Kapitel der Dorfschule jetzt abgeschlossen. Ein neuer Abschnitt hat bereits begonnen.

Die alte Schule ist zu verkaufen.





Schule Märschendorf, Stadtgemeinde Lohne

Foto: Zurborg, Vechta

- 12) Hoyer, E., Kanonistisches zum Atlas der deutschen Volkskunde. Prag 1935, S. 26. Die Bestimmung im 'Ordo sepeliendi parvulos' des auf die Konstitution Papst Pauls V. 'Apostolicae Sedi' vom 17. Juni 1614 zurückgehende Rituale Romanum lautet: „Cum infans vel puer baptizatus defunctus fuerit ante usum rationis, induitur iuxta aetatem, et imponitur ei corona de floribus, seu de herbis aromaticis et odoriferis, in signum integritatis carnis et virginitatis“.
- 13) Nach freundlicher Mitteilung von Herrn K. Hanisch, Bonn, Atlas der deutschen Volkskunde, 1969.
- 14) ADV-Ortsverzeichnis: 71—18—13 c (Langförden/Vechta).
- 15) ADV-Ortsverzeichnis: 71—17—17 b (Elsten/Cloppenburg).
- 16) Dieser Schluß ist allerdings nicht generell zulässig. Nach Aussagen meines Gewährsmannes Clemens Thole, Bakum (s. u.), waren um 1900 noch Totenkronen auf manchen Gräbern des katholischen Cloppenburger Friedhofs zu sehen. Da auf diesen Gräbern weiß gestrichene Holzkreuze standen, kann es sich nur um Kinder- bzw. Ledigengräber gehandelt haben.
- 17) ADV-Ortsverzeichnis: 71—18—21 c (Bakum/Vechta).
- 18) Durch freundliche Vermittlung von Herrn Dr. H. Ottenjann, Museumsdorf Cloppenburg, und Herrn Konrektor Kuper, Bakum.

St.-Vitus-Kirche Lönigen

Die architektonisch-klassizistische Substanz der St.-Vitus-Kirche zu Lönigen und deren geheimer revolutionsarchitektonischer Charakter

VON WILHELM GILLY

Gleich zu Beginn der Untersuchung muß der verbreiteten, wengleich „dokumentarisch“ belegten Meinung, daß wohl niemand anders als der „münstersche“ Baumeister „Schmidts“ der Planer und Erbauer der St.-Vitus-Pfarrkirche zu Lönigen gewesen sei, im Hinblick auf die planerische Tätigkeit auf das Entschiedenste widersprochen werden, und dies umso mehr, als da sich nicht zuletzt im Oldenburger Münsterland bereits seit längerem die Erkenntnis Bahn gebrochen zu haben scheint, daß die architektonische Substanz der Löninger Kirche und deren Erscheinungsform mit ziemlicher Eindeutigkeit Einnerungen an die „Berliner Schule“ wachzurufen vermag. Und in der Tat: Es sieht so aus, als dürfte dieser, soeben genannte Weg zur Erkenntnis getrost beschritten werden, nicht zuletzt deshalb, weil es nachgerade unwahrscheinlich ist, daß eine kaum existente Persönlichkeit wie „Schmidts“ für die planerische Bewältigung des Löninger Projektes verantwortlich gemacht wird, zumal „Schmidts“ keinesfalls mit den in Vorschlag gebrachten Architekten Friedrich Schmidt — 1825-1891, in Köln und Wien tätig — und Heinrich Schmidt — *1850, Sohn des Vorgenannten und tätig im Rhein-Mai-Gebiet, in der Pfalz und in München — identifiziert ist. Der einzige mit der Baukunst beschäftigte und zumindest zeitweilig im „preußischen“ Westfalen lebende Architekt, der mit Lönigen in Verbindung gebracht zu werden verdient, ist C. F. H. Schmidt, der sein Eingehen in die Kunstgeschichte weniger seiner Eigenleistung, als vielmehr seinem bedeutenden Lehrer, nämlich David Gilly, verdankt (vgl. Lammert, a. a. O., S. 181); solcher Meinung erwächst durch die von W. Kloppenburg (a. a. O.) gemachten Angaben kein Hindernis: Der zitierte jedoch nicht

